

Moya Simons  
Ein Flüstern in der Nacht



## **DIE AUTORIN**

Moya Simons schreibt seit über 15 Jahren für Kinder und Jugendliche und ihre Bücher wurden vielfach preisgekrönt und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Sie lebt und arbeitet im australischen Sidney.

Moya  
Simons

Ein  
Flüstern  
in der  
Nacht

Aus dem Englischen  
von Anne Braun





cbj  
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch Januar 2014

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2012 für die deutschsprachige Ausgabe bei cbj Verlag,  
München in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2010 by Moya Simons

Die australische Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel »Let Me Whisper You My Story«

bei Angus & Robertson, einem Imprint von  
HarperCollins Publishers, Australien

Übersetzung: Anne Braun

Umschlagabbildung: Trevillion Images/Ilona Wellmann

Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München

kg · Herstellung: ReD

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-570-22435-9

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

Zur Erinnerung an Anna Parnas,  
die Mutter von Eva Thassin



Denn Barmherzigkeit hat ein menschlich' Herz  
Und Mitgefühl ein menschlich' Antlitz ...

*Songs of Innocence*, William Blake



# Teil EINS

Das Udenkbare



## I. Kapitel

In den Dreißigerjahren, vor dem Krieg, wohnten wir in einem zweistöckigen Haus in Leipzig. Wir hatten eine quietschende Gartentür, einen hübschen Vorgarten mit Rasen und vielen Blumen in den ordentlich angelegten Beeten. Im Frühling begannen die Blumen, die den Winter über geschlafen hatten, zu knospen und zu erblühen. Herrlich duftende Rosen und Nelken verwandelten unseren Garten in ein einziges Farbenmeer. Im Winter schneite es manchmal, und mit dem Schnee, der die ganze Nachbarschaft mit seinem weißen Mantel zudeckte, kam die Stille, und die Blumen und kahlen Bäume fielen in den Winterschlaf.

Unsere Familie bestand aus vier Personen: Mama, eine große, schlanke Frau mit langen blonden Haaren und blasser Haut, Papa, eher stämmig, mit seinem dunklen Lockenschopf, den braunen Augen und dem dichten Bart. Meine große Schwester Miri sah mit ihren langen blonden Haaren, die sie manchmal zusammenband, unserer Mutter ähnlich. Ich, Rachel, kam mit meinen dunk-

len Haaren eher nach unserem Vater, aber sie waren lang und wellig wie Mamas Haare. Meine Augen waren dunkel – »wie die Mitternacht«, sagte Mama, während Miris Augen »blau wie der Mittagshimmel« waren.

Miri war sieben Jahre älter als ich. Wir teilten uns ein Zimmer im oberen Stock. Das hatte ich mir gewünscht, und ich war froh, dass Miri nichts dagegen hatte. Ich wollte nämlich nicht alleine schlafen. In unserem Zimmer gab es eine Kommode, auf der Miris Bürste, ein Spiegel und ein Kamm lagen, alles aus Silber – Erbstücke von unserer Urgroßmutter, deren Porträt im Esszimmer hing. Auf meiner Seite der Kommode hatte ich meine kleineren Spielsachen schön ordentlich nebeneinander aufgereiht. Meine Puppe Annie durfte auf der rosafarbenen Steppdecke auf meinem Bett sitzen.

Das zweite Kinderzimmer war Papas Arbeitszimmer und seine Bibliothek mit mehreren Regalen, in denen seine vielen Bücher standen.

»Was man gelernt hat, kann einem keiner wegnehmen«, hat Papa einmal gesagt, als ich ihn fragte, warum er so viele Bücher über so unterschiedliche Themen besaß: medizinische Fachliteratur, Bücher über Religion und das Römische Reich, Kriminalromane über den berühmten Detektiv Sherlock Holmes und auch Werke über Architektur und Naturwissenschaften.

Mama und Papa schliefen in dem großen Schlafzimmer, wo ein breites Bett mit blassblauer Steppdecke stand und ein großer Kleiderschrank und eine Kommode. Auf

der Kommode und einem kleinen Regal standen Fotos von ihrem Hochzeitstag und von Miri und mir in verschiedenen Altersstufen. Ein großes Gemälde, das die österreichischen Alpen zeigte, hing über ihrem Bett.

Im Erdgeschoss gab es einen Nebeneingang, der zu Vaters Praxisräumen führte. Dort befand sich ein Wartezimmer mit einem Schreibtisch und Aktenschränken und einer Tür, die in sein Sprechzimmer führte, wo es immer nach Desinfektionsmittel roch.

Früher, als es den Juden noch nicht verboten war, Nichtjuden zu beschäftigen, hatte eine nichtjüdische Frau bei Papa gearbeitet und sich um seine Termine gekümmert. Ich kann mich nicht mehr an sie erinnern, aber Miri sagte, sie sei sehr tüchtig und freundlich gewesen. Ihre blonden Haare waren nach hinten gebunden und sie trug eine große, runde Brille. Miri hat mir auch erzählt, dass die Frau weinte, als sie erfuhr, dass sie nicht mehr bei Papa arbeiten durfte. »Das ist ungerecht«, hatte sie gesagt.

Danach hat Mama Papas Schreibarbeiten erledigt und ihm bei der Vergabe von Terminen geholfen, oder Papa hat es allein gemacht.

Es war mir streng verboten, das Sprechzimmer zu betreten, aber ich wusste, wie es dort drin aussah. Es gab verschlossene Schränke, in denen Arzneifläschchen und Tabletten aufbewahrt wurden. Mein Papa saß hinter einem breiten Schreibtisch mit vielen Schubladen, in denen seine medizinischen Geräte und ein Stethoskop lagen. An der einen Wand stand ein Regal mit medizinischen

Fachbüchern, auf der anderen Seite die Untersuchungs-  
liege mit dem weißen Leintuch.

Einmal, als meine Puppe Anni ein Auge verloren hatte, schlüpfte ich an den Patienten im Wartezimmer vorbei und ging von dort aus ohne anzuklopfen weiter ins Sprechzimmer. Papa stand in seinem weißen Kittel über einen Mann gebeugt und schaute ihm in den Hals.

Er blickte nur kurz auf, und seine buschigen Augenbrauen berührten sich, als er die Stirn runzelte. »Geh bitte sofort wieder hinaus, Rachel!«

»Aber du bist ein Doktor, und Anni hat ein Auge verloren. Kannst du sie nicht wieder heil machen?«

»Such das Auge, dann nähe ich es wieder an. Aber jetzt geh, auf der Stelle!«

Zwei Frauen im Wartezimmer lächelten mich an, als ich mit meiner einäugigen Puppe wieder herauskam. Beim Abendessen sagte Papa dann, ich dürfe nie, nie wieder in seine Praxis kommen.

Obwohl Miri und ich überall gesucht haben, konnten wir das fehlende Auge nicht finden. Da habe ich zu Annie gesagt: »Weißt du, uns Juden passieren schlimme Dinge. Und weil du mir gehörst, bist du eine jüdische Puppe. Deshalb hast du dein Auge verloren.« Ich fand, das war Grund genug, um ein Auge zu verlieren. Dann setzte ich mich mit ihr in einen Sessel im Wohnzimmer und tröstete sie, indem ich ihr sagte, dass ich sie auch mit nur einem Auge so sehr liebte wie früher mit zwei Augen.

Im Wohnzimmer lag ein warmer, beigefarbener Tep-

pich, und auch die Kissen der Couchgarnitur aus hellem Samt waren wunderbar weich und kuschelig. Ich rollte mich oft darauf zusammen und schlief ein. Im Winter saßen wir gern an dem Couchtisch aus Palisanderholz in der Nähe des offenen Kamins und hörten Radiomusik, oder Mama spielte uns etwas auf dem Klavier vor und sang manchmal dazu mit ihrer wunderschönen Sopranstimme. Auf dem Couchtisch stand eine Vase aus geschliffenem Glas, und wenn das Sonnenlicht darauf fiel, verwandelte sie sich in ein farbiges Kaleidoskop.

Im Speisezimmer hatten wir einen langen Mahagonitisch und Stühle mit geschnitzten Füßen. Es war ein *besonderer* Raum, der irgendwie steif wirkte, aber trotzdem war es mein Lieblingszimmer. An den Wänden hingen Landschaftsgemälde und auch ein Bild von unserer Urgroßmutter mit ihren dicken gewellten Haaren. Sie trug ein hochgeschlossenes schwarzes Kleid und schaute streng auf uns herab, den Mund zu einem dünnen Strich zusammengekniffen. In der Glasvitrine an der Wand standen zierliche Porzellanfiguren, Weingläser und eine neunarmige *Menora*, ein ganz besonderer jüdischer Kerzenhalter, den man nur an Chanukka benutzt, dem acht Tage dauernden Lichterfest im Dezember.

Bei allen religiösen Festen aßen wir im Speisezimmer, und Papas Bruder Ernst kam mit seiner Familie zu Besuch: Tante Gitta, Cousin Erich und Cousine Agnes, die im Haus gegenüber wohnten.

Unser Haus lag im jüdischen Teil von Leipzig. Es gab

eine jüdische Tagesschule am Ende unserer Straße und ein Stück weiter stand eine Synagoge.

Miri erzählte mir, dass unsere Straße früher eine der fröhlichsten Straßen von Leipzig gewesen war, aber daran kann ich mich nicht erinnern. Sie sagte, alle Kinder hätten draußen gespielt und sich gut gekannt, und niemand hätte sich gefürchtet. Für mich klang das wie ein schöner Traum. Miri erzählte mir auch, dass es eine Zeit gab, in der Nichtjuden und Juden miteinander befreundet waren, aber das konnte ich mir auch nicht so recht vorstellen.

Einmal hat mich ein Mädchen angespuckt. Ich ging mit meinen Eltern eine Straße entlang. Papa trug seinen Hut mit der breiten Krempe und einen langen schwarzen Mantel. Da sich alle frommen jüdischen Männer so kleideten, sah man uns schon von Weitem an, dass wir Juden waren.

Der Spuckeklacks landete mitten auf meiner Stirn, und ich erstarrte vor Schreck. Auch Papa blieb abrupt stehen. Ich spürte, dass er etwas sagen wollte. Er wurde vor Zorn ganz rot im Gesicht. Die Eltern des Mädchens schauten weg. Sie sagten kein Wort.

Mama griff nach Papas Arm. »Nicht«, sagte sie leise. Dann beugte sie sich zu mir herab und wischte die Spucke mit ihrem Taschentuch weg.

Stumm und beschämt kehrte ich nach Hause zurück. Ich ging sofort ins Badezimmer, um mir das Gesicht zu waschen. Ich rubbelte, bis meine Stirn ganz rau war, aber ich konnte die unsichtbaren Spuren des Hasses noch immer fühlen.

## 2. Kapitel

1938, in dem Jahr, in dem ich fünf wurde, standen deutsche Sturmtruppen in ihren braunen Uniformen mit dem Hakenkreuz am Ärmel vor den jüdischen Geschäften und verboten den Deutschen, bei Juden einzukaufen. Ich glaube, das war schon früher so, doch ab dem Jahr 1938 haben meine Erinnerungen nicht mehr die Unschärfe der frühen Kindertage, sondern sie sind wie auf einer Filmrolle festgehalten, die sich immer und immer wieder in meinem Kopf abspult.

Ich war noch zu klein, um die hasserfüllten Parolen an den Schaufenstern lesen zu können, doch Miri flüsterte sie mir zu.

»Nicht, Miri«, sagte Mama. »Rachel soll ihre Kindheit genießen.«

Ich versuchte zu verstehen, was vor sich ging. Aber ich war noch zu jung. Ich hatte ja meinen Papa, der mich in die Luft warf und wieder auffing, meine Mama, die mich auf ihren Schoß setzte und an sich drückte, und auch meine Schwester Miri, die mir Zöpfe flocht.

Ich war noch klein und wurde von meinen Eltern beschützt, doch für die älteren Kinder war das Leben nicht so leicht. Wenn sie allein durch die Straßen gingen, kam es durchaus vor, dass sie auf Banden stießen, die sie verprügelten. Einmal ist mein Cousin Erich mit einer blutenden Lippe und einem geschwollenen Auge nach Hause gekommen. Wir waren gerade bei Tante und Onkel zu Besuch, als er ins Wohnzimmer taumelte.

Mein Onkel Ernst rannte auf seinen Sohn zu, und seine Lippen zitterten. »Erich, mein armer Junge! Was hab ich dir gesagt? Solltest du nicht in der Nähe unseres Hauses bleiben?«

Er drückte Erichs Kopf an seine Brust, streichelte ihm über den Rücken und küsste ihn auf den Kopf. Erichs Schwester Agnes, damals ungefähr zehn Jahre alt, rannte in ihr Zimmer. »Ich wünschte, ich wäre keine Jüdin!«, rief sie.

»Das darfst du nicht sagen«, rief Onkel Ernst ihr nach. »Es ist nicht unsere Schuld. Wir haben nichts Falsches getan. Du solltest stolz darauf sein, Jüdin zu sein ... jawohl, stolz!«

»Es wäre aber einfacher, Christin zu sein.« Agnes knallte ihre Zimmertür hinter sich zu.

Onkel Ernst wandte sich wieder Erich zu. »Mein armer Sohn.«

Aufgeregt legte Tante Gitta meinem Cousin eine kalte Kompresse aufs Auge. Ich stellte mich vor ihn und betrachtete sein verquollenes Gesicht.

»Tut ganz schön weh«, sagte er sehr ernst.

Ich brach in Tränen aus, weil mir mein Cousin so leid tat. »Warum schlagen wir nicht zurück, wenn wir von bösen Leuten geschlagen werden?«, fragte ich Papa.

»Das würden wir tun, wenn wir könnten, aber sie sind so viele, Rachel, und wir sind so wenige. Hitler heizt den Hass auf uns immer noch mehr an«, erklärte mir Papa. »Die Juden haben im letzten Krieg für dieses Land gekämpft. Wir waren immer stolze Deutsche. Und Antisemitische Tendenzen gab es schon früher, doch sie gingen wieder vorbei. Ich bin sicher, dass auch dieser Wahnsinn bald ein Ende hat.« Er nahm meine Hand und führte mich hinaus, über die Straße und in unsere Wohnung, wo er mir meine Puppe in die Hand drückte.

Erichs geschwollenes Auge und seine dicke Lippe heilten, und er blieb zumindest eine Zeit lang immer in der Nähe des Hauses und übte viel auf seiner Geige.

Im März 1938 annektierte Deutschland Österreich. Das bedeutete, wie Papa mir geduldig erklärte, dass die deutschen Truppen einfach in Österreich einmarschierten. Die Österreicher stellten sich an die Straßen und warfen den Soldaten Blumen und Luftschlangen zu. Österreich gehörte fortan zu Deutschland. Die meisten Österreicher freuten sich darüber. Sie sprachen sowieso deutsch und schließlich war Hitler ja auch ein Österreicher.

»Da werden sich die Österreicher ja freuen«, sagte ich zu Papa, der sich über den Bart strich und sehr besorgt wirkte.

Eine Zeit lang dachte ich dann nicht mehr daran, denn ich hatte andere Dinge zu tun. Ich erforschte das Innere unserer Schränke, probierte die Kleider meiner Schwester an oder zählte die Tomaten, die in unserem Gemüsegarten wuchsen.

Einige Monate später wurde den Juden befohlen, spätestens um acht Uhr abends in ihren Häusern zu sein. Das war mir egal. »Vielleicht ist das deshalb, damit uns die bösen Menschen nichts mehr tun können«, sagte ich zu Papa.

Er zerzauste mir die Haare. »Kann sein«, sagte er.

Im November passierte dann etwas ganz Schlimmes. Ein Ereignis, das später *Kristallnacht* genannt wurde – die Nacht der zersplitterten Scheiben. Die Schaufenster von jüdischen Geschäften wurden zertrümmert, Juden zusammengeschlagen. In Stadtvierteln, in denen viele Juden wohnten, wurden Häuser angezündet. Manche Juden wurden verhaftet und eingesperrt, nur weil sie gerade auf der Straße waren. Es war, als sei ganz Deutschland verrückt geworden, und der Hass auf die Juden wurde nicht nur offen gebilligt, sondern gehörte mit zur deutschen Politik. Wir saßen eng zusammengekauert im Keller unseres Hauses und hörten, wie ringsum Fenster zerschmettert wurden und Menschen schrien.

Wer konnte so etwas tun? Mama drückte mich an sich und versuchte mich zu trösten, weil ich vor Angst leise schluchzte.

Da hörten wir ein Klopfen an unserer Haustür. War

es die Polizei oder waren es Randalierer, die die Straßen unsicher machten? Wir wagten nicht mehr zu atmen.

Vorsichtig tastete sich Papa im Dunkeln die Stufen hinauf. »Wer da?«, rief er.

Es war Fritz, der ein paar Häuser weiter wohnte. »Herr Doktor, kommen Sie schnell! Sie werden gebraucht!«

»Es ist zu gefährlich, auf die Straße zu gehen«, sagte Mama flehentlich, doch Papa löste ihre Hand behutsam von seinem Arm. Er holte seine Arzttasche aus der Praxis und ging hinaus in die Nacht, um den Verletzten zu helfen. Papa entfernte Glasscherben und Splitter aus Armen und Beinen, aus Gesichtern und Bäuchen. Er schiente gebrochene Gliedmaßen. Als er wieder nach Hause kam, waren seine Ärmel hochgerollt und voller Blutspritzer. Er schüttelte den Kopf. »Das war schlimmer als alles, was ich bisher gesehen habe«, sagte er.

Mein Papa war auch am Tag darauf lange weg, um Verletzte zu versorgen. Mama und Miri schrubbten die gemeinen Sprüche von unserer Hauswand und nagelten unsere kaputten Fensterscheiben mit Brettern zu.

Als sie danach wieder ins Haus kamen, sah ich, dass Mamas Finger bluteten. Erschrocken rannte ich zu ihr. »Du blutest ja, Mama!«

»Ach, nicht der Rede wert«, antwortete sie mit einem kurzen Blick auf ihre Hände. »Ich habe mich nur geschnitten, das ist alles.«

»Es ist *nicht* alles!«, rief Miri aus dem Badezimmer. »Sie wollen uns ausbluten!«

»Hör auf, Miri«, sagte Mama.

Wir jüngeren Kinder blieben zwar brav im Haus, doch viele der älteren hörten nicht auf die Warnungen ihrer Eltern und wollten sich die angerichteten Schäden ansehen. Die Kinder, die schon zur Schule gingen, wollten die nahe gelegene jüdische Tagesschule besuchen, doch diese war geschlossen. Überall in unserem Viertel waren Fensterscheiben eingeschlagen worden, ganze Häuser waren bis auf die Grundmauern abgebrannt. Jüdische Geschäfte waren geplündert worden, an den Hauswänden standen gemeine judenfeindliche Parolen. Frommen Juden, die auf den Straßen angetroffen wurden, hatte man unter dem Gelächter der Umstehenden ihre langen Haare und Bärte abgeschnitten.

Was war nur aus unserer schönen Stadt geworden? Warum passierten diese schlimmen Dinge?

Nachdem sich die Lage etwas beruhigt hatte, wagten sich die ersten Juden wieder aus ihren Häusern, um etwas zu essen zu kaufen. Mama und Papa gingen fort, und Miri und ich warteten ängstlich auf ihre Rückkehr. Ich erinnere mich noch gut daran, wie schweigsam wir waren, bis sie zurückkamen, und wie sich dieses Schweigen in jeder Pore meines Körpers einnistete. Es saugte sich an den Wänden fest und hing wie ein dickes Tuch von der Zimmerdecke.

Papa nannte die Namen von zwei älteren Ladenbesitzern und sagte: »Fort!« Dieses eine Wort hallte durch die ganze Küche. Innerhalb eines Monats ergingen Gesetze,

die die Schließung sämtlicher jüdischer Geschäfte anordneten. Auch die Führerscheine von deutschen Juden waren plötzlich nicht mehr gültig.

Da Papa Arzt und viel unterwegs war, könnte man annehmen, dass er uns erzählt hätte, was draußen in der Welt vor sich ging, doch dem war nicht so. Wenn er nach Hause kam, sah er aus wie jemand, den ich kaum kannte. Innerhalb weniger Tage schien er geschrumpft zu sein und ließ die Schultern und den Kopf hängen. »Es ist schlimmer als schlimm«, sagte er nur.

Ich glaube aber, dass er Mama alles erzählte, denn ich hörte sie in ihrem Schlafzimmer weinen. Und nicht nur sie. Papa, der nur selten weinte, weinte ebenfalls.

»Sie haben die Synagoge abgebrannt«, hörte ich ihn sagen.

Miri, die mit mir vor der Tür ihres Schlafzimmers stand, umklammerte meine Hand ganz fest und ließ sie dann plötzlich los. Sie ließ mich mit meiner einäugigen Puppe stehen und rannte einfach aus dem Haus. Durchs Fenster sah ich, wie sie sich am Zaun ins Gras setzte und den Kopf hängen ließ. Da überlegte ich mir, wohin *ich* gehen würde, wenn ich Trost bräuchte.

Ich streifte durch alle Zimmer und kam zu dem Schluss, dass der große Kleiderschrank meiner Eltern der sicherste Ort wäre, wenn ich mich mal verkriechen wollte. Als ich zusammengekauert zwischen den herrlich vertraut riechenden Kleidungsstücken saß, konnte ich der mich umgebenden Stille sagen, dass sicher bald

eine Zeit kommen würde, in der wir wieder durch alle Straßen von Leipzig spazieren konnten. Die anderen Passanten würden uns zulächeln, und Papa würde bei jeder Dame grüßend an seinen Hut tippen. Mama würde kurz stehen bleiben, um jedem einen guten Tag zu wünschen. Ich konzentrierte mich mit aller Kraft auf diese einfache, harmonische Szene, und in der stickigen Wärme des Kleiderschranks war plötzlich nichts mehr unmöglich.

Anfang März 1939 marschierte Deutschland in die Tschechoslowakei ein.

»Warum haben wir Deutschland nicht schon im letzten Jahr verlassen?«, fragte Mama. »Wir haben abgewartet, und jetzt ist es zu spät. Wir bekommen kein Ausreisevisum mehr. Die Welt schaut tatenlos zu, während wir Juden hier in Europa gefangen sind. Diese feindselige Atmosphäre wird immer unerträglicher, und Hitler hetzt die Deutschen täglich noch weiter gegen uns auf.«

»Ich bin einer der wenigen jüdischen Ärzte, die es in Leipzig noch gibt«, antwortete Papa leise. »Antisemitische Strömungen kommen und gehen seit siebzehnhundert Jahren, und auch die jetzige wird wieder abflauen. Natürlich mache ich mir große Sorgen um dich und die Kinder, und ich weiß, dass ich euch in Sicherheit hätte bringen sollen, als es noch möglich war. Wie dumm von mir. Beten wir, dass Hitler sich nun, da er auch die Tschechoslowakei besetzt hat, zufriedengibt und dieser Irrsinn zu Ende ist.«

Meine frühere Schule war nun ständig geschlossen. Sie war zur leichten Beute für Banden mit blinder Zerstö-

rungswut geworden. Manche jüdischen Schulen hielten noch Unterricht ab, doch immer weniger Schüler trauten sich dorthin. Die meisten wurden zu Hause unterrichtet. Alle hatten Angst. Es war schon gefährlich, auf der Straße zu sein oder in ein Geschäft zu gehen – ja, jeder, der einen Schritt außerhalb des eigenen Hauses machte, ging ein großes Risiko ein.

Mama war ständig am Putzen; siekehrte die Fußböden, als hätte sie es sehr eilig, sie staubte Schränke und Truhen ab, die längst blitzblank waren, da sie sie am Vortag schon abgestaubt hatte.

»Heb deine Spielsachen auf, Rachel. Stell deine Bücher schön ordentlich ins Regal.«

Wie dumm ich das damals fand! Doch später, als ich älter war und daran zurückdachte, begriff ich, dass Mama angestrengt versuchte, Ordnung in eine Welt zu bringen, die längst verrückt geworden war.

Am ersten September 1939 war Deutschland, mit Duldung der russischen Armee, in Polen einmarschiert. »Das bedeutet, dass England und sämtliche Länder, die zum Britischen Commonwealth gehören, nun ebenfalls mit Deutschland im Krieg liegen«, erklärte Papa Miri und mir. »Sie haben eine Abmachung mit den Polen, die besagt, dass sie ihnen helfen, falls sie von Deutschland überfallen werden.« Ich verstand nicht genau, was er damit meinte, und Mama zeigte mir auf einer Weltkarte, welche Länder nun an diesem Krieg beteiligt waren.

»Worum kämpfen sie?«, fragte ich Papa.

»Bei einem Krieg geht es immer um Macht. Ein Krieg ist immer schrecklich, und viele unschuldige Menschen werden sterben«, erklärte mir Papa und zerzauste mir die Haare. »Aber mach dir keine Sorgen. Bald ist alles vorbei.«

»Wir werden wie Verbrecher behandelt«, schimpfte Mama, als alle Juden ihre Rundfunkgeräte abgeben mussten.

»Wir erfahren auch ohne Rundfunkgerät, wenn es etwas Neues gibt. Auf den Straßen erzählt man sich zum Beispiel, welch schlimme Dinge in Polen passieren«, entgegnete Papa sachlich. »Deutsche Juden polnischer Abstammung wurden nach Polen geschickt, auch wenn sie hier in Leipzig geboren wurden. Warum? Die Polen wollen sie nicht. Juden aus ganz Leipzig versuchen verzweifelt, aus Deutschland zu fliehen, doch nun ist es zu spät. Es geht nicht mehr. Wir müssen tapfer sein und hoffen, dass es bald ein Ende hat und das Leben wieder seinen gewohnten Gang geht.«

Das sagte er mit Tränen in den Augen, nahm Mama in die Arme und küsste sie zärtlich auf die Wange. Danach umarmte er auch Miri und mich. Miri weinte und ich weinte mit, weil mich das viele Weinen so traurig machte. Ich begriff nicht, worum es in diesem Krieg ging. Ich ahnte nicht, dass ganz Europa *ein* großes Deutschland werden sollte und fremde Länder deshalb bombardiert und besetzt wurden.

In Deutschland wurde das Leben der Juden immer schwieriger. Jüdische Geschäfte wurden von Nicht-Juden übernommen. Papa arbeitete noch als Arzt, und das mehr als je zuvor. Es gab so viele kranke Menschen. Etliche waren zusammengeschlagen worden. Doch die meisten waren zu krank, um zu ihm in die Sprechstunde zu kommen, und deshalb war Papa viel unterwegs, um Patienten zu besuchen. Wegen der neuen Einschränkungen durfte er keine Verkehrsmittel mehr benutzen, doch da wir in einem Stadtviertel zu Hause waren, in dem viele andere Juden wohnten, gab es auch hier sehr viele Kranke, die seine Hilfe brauchten.

Wenn er nach einem anstrengenden Tag nach Hause kam, stellte er seine Arzttasche in eine Ecke und ließ sich in einen Sessel fallen. »Ich kann nicht glauben, was ich gesehen habe«, sagte er zu Mama, und sie machte ihm einen heißen Tee. Bei solchen Gelegenheiten stießen Papas Augenbrauen fast zusammen, weil er die Stirn so stark runzelte. Doch sobald er mich sah, hellte sich seine Miene auf, er lächelte mich an, und ich rannte zu ihm und setzte mich auf seinen Schoß.

Die Nazis beschlagnahmten Wohnungen von Juden, die in sogenannte *Judenhäuser* umquartiert wurden – Wohnungen, die früher ebenfalls Juden gehört hatten, ihnen aber von der Regierung weggenommen worden waren, um möglichst viele Juden darin zusammenzupferchen.

Ich fragte mich, wie lange es wohl noch dauern würde,

bis die Nazis auch uns holen würden. Deshalb versteckte ich mich immer öfter im Schrank im elterlichen Schlafzimmer und malte mir aus, wie schrecklich es wäre.

Da Mama und Papa anfangs nicht ahnten, dass ich in ihrem Schlafzimmer zwischen ihren Kleidungsstücken im Schrank saß, unterhielten sie sich ganz offen.

»In den besetzten Ländern werden die Juden zusammengetrieben«, sagte Papa zu Mama. »Schreckliche Dinge geschehen. Die Rede ist auch von Konzentrationslagern und Totschlag.«

»Konzentrationslager?«, wiederholte Mama betroffen. »Ich habe gehört, dass sie die Juden aus den Städten vertreiben. Dass wir umgesiedelt werden sollen. Sind diese Lager nicht dafür da?«

»Und wohin, glaubst du, wollen sie uns umsiedeln?«, fragte Papa zurück.

In diesem Moment musste ich mich irgendwie bewegt haben, denn plötzlich wurde die Schranktür aufgerissen, und Mama stand da. Sie schob ihre Kleider beiseite und sah mich wie ein Häuflein Elend auf dem Boden kauern und zittern.

»Schon gut, Rachel«, sagte sie, bückte sich und strich mir über den Kopf. »Solange wir alle zusammen sind, kann uns nichts passieren. Wir werden schon durchkommen.«

»Miri hat gesagt, dass die Juden schon öfter verfolgt wurden, aber so schlimm wie jetzt sei es noch nie gewesen.« Ich richtete mich auf und kletterte aus dem

Schrank. »Ich verstehe nicht, warum es so ist und warum es schon früher so war. Was haben die Juden denn Böses getan?«

Papa warf Mama einen Blick zu. »Diese Frage hat sich unser Volk schon oft gestellt, aber wir haben noch keine Antwort gefunden. Wir haben andere Bräuche, aber deshalb sind wir noch lange nicht böse. Warum hast du dich im Schrank versteckt, Rachel?«

»Ich habe mich nicht wirklich versteckt. Ich rieche nur so gern eure Kleidung. Das darf ich doch, oder?«

»Ja, ja, natürlich«, antwortete Papa und kniff mich in die Wange. Dann zog er meine Haarschleife glatt und lächelte mich beruhigend an.

Schon damals kam es einem so vor, als würden wir Tag für Tag wie im Zirkus auf einem Hochseil stehen, aber ohne schützendes Netz unter uns. Doch es sollte noch schlimmer kommen. Die Lebensmittel wurden rationiert, und es wurde immer schwieriger, Geschäfte zu finden, in denen wir Juden überhaupt noch einkaufen konnten. Mama tat ihr Möglichstes, um aus einfachen Zutaten etwas Schmackhaftes auf den Tisch zu bringen. Sie weinte viel, aber das weiß ich nur, weil ich oft in ihrem Schrank saß und sie hörte. Vor Miri und mir hat sie nie geweint.

Jeden Morgen zog Mama ein hübsches, geblühtes Kleid mit einem dazu passenden Gürtel an. Sie steckte ihr blondes Haar hoch, und ich sah, dass sie sich lange im Spiegel betrachtete – als hätte sie dort plötzlich etwas

entdeckt, das ihr jetzt erst aufgefallen war. Doch als sie merkte, dass ich sie beobachtete, drehte sie sich rasch um, rang sich ein Lächeln ab und sagte: »Ah, meine kleine Spionin!« Dann nahm sie mich in ihre Arme. Oh, wie schön das war! Nirgends auf der Welt fühlt man sich sicherer, als in den Armen seiner Mutter.

Tante Gitta schenkte Miri ein Fläschchen Parfüm. Ich wunderte mich, weil Miri gar nicht Geburtstag hatte. Miri freute sich sehr. Sie tupfte sich ein paar Tropfen Parfüm an die Handgelenke und schnupperte dauernd daran.

Im April 1940 wurde ich sieben, wenige Tage vor Pessach – einem sehr wichtigen jüdischen Fest, mit dem wir feiern, wie Moses die Juden aus der Sklaverei in Ägypten geführt hatte. Miri schenkte mir zum Geburtstag ein Buch. Ich glaube, es hatte früher meiner Cousine gehört, denn man konnte keine Bücher mehr kaufen. Mama nähte mir aus rotblauem Stoff ein Kleid mit einem weißen Kragen, und von Papa bekam ich vier neue Haarschleifen.

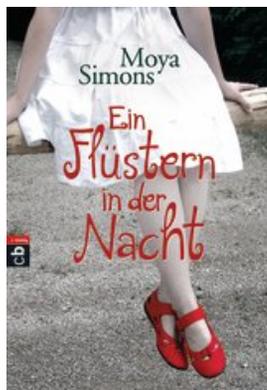
Wir feierten Pessach immer an unserem langen Tisch, mit Onkel Ernst, Tante Gitta, Erich und Agnes, und aßen Matzen statt Brot, denn die Hebräer mussten Ägypten damals so überstürzt verlassen, dass sie nicht warten konnten, bis ihr Brotteig aufgegangen war. Das alles, so hatte mir Papa erklärt, hatten unsere Vorfahren vor langer, langer Zeit erlebt. Es sei die Pflicht aller Juden, die Erinnerung daran lebendig zu halten und es einmal im Jahr acht Tage lang zu feiern. Und da darf man kein normales

Brot, sondern nur flache Fladenbrote essen, die Matzen heißen. Papa las aus der Pessachliturgie vor, *Haggada* genannt. Wir tranken sogar etwas Wein, aber nur ganz wenig, weil wir fast keinen mehr hatten.

Diesmal hatten wir Glück. Einer von Papas Patienten hatte noch ein paar Matzen in seinem Schrank gehabt und ihm etwas abgegeben. Natürlich würde es nicht für die ganzen acht Tage reichen, aber Papa sagte: »Gott weiß, dass wir in schwierigen Zeiten leben. Wir können nicht alle religiösen Vorschriften einhalten, aber das werden wir wiedergutmachen, sobald diese schlimmen Tage vorüber sind.«

Mama versteckte wie immer ein Stück Matze, das das jüngste Kind im Haus finden sollte. Das war ich. Das Suchen machte großen Spaß, obwohl das Brot nur unter einem Sofa lag und ganz leicht zu finden war.

Immer mehr Kriegsnachrichten erreichten uns. »Dänemark, Norwegen, Belgien und Holland sind eingenommen«, sagte Mama eines Tages, als sie vom Einkaufen zurückkam. Als Nächstes wurde Frankreich besetzt. Man erzählte sich schreckliche Dinge: Nicht nur Juden, sondern auch Zigeuner wurden verhaftet, ebenso Priester, die nicht mit Hitlers Politik einverstanden waren. Behinderte wurden in Krankenhäuser gebracht und dort umgebracht. Das alles hörte ich in meinem Versteck im Schrank, wo ich von einem Leben im Frieden träumte, bis Mama und Papa sich in ihrem Schlafzimmer im Flüsterton zu unterhalten begannen.



Moya Simons

## **Ein Flüstern in der Nacht**

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-22435-9

cbj

Erscheinungstermin: Dezember 2013

Ein berührendes Schicksal – meisterhaft erzählt

Leipzig, 1943: Als Rachels Familie deportiert wird, kann sie gerade noch von ihrem Vater versteckt werden. Seine letzten Worte bleiben ihr unvergesslich. »Denk daran, du rührst dich nicht, egal was du hörst. Du musst still sein wie ein Mäuschen.« Seitdem spricht Rachel nicht mehr. Kein Wort, zu niemandem. Ein deutsches Ehepaar nimmt sie auf und mit ihrer Hilfe überlebt sie. Erst nach dem Krieg begreift Rachel, dass es keine Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihrer Familie gibt. Doch dann geschieht ein Wunder – und Rachel findet nicht nur ihre Sprache wieder ...

 [Der Titel im Katalog](#)